

Hanns Heim

Zum Widerstand getauft

Warum ich (als Priester) Arbeiter und Arbeitsloser wurde

„Die Menschen warfen sich vor dem Drachen nieder, weil er seine Macht dem Tier gegeben hatte; und sie beteten das Tier an und sagten: Wer ist dem Tier gleich, und wer kann den Kampf mit ihm aufnehmen?“ (Offb 13, 4)

Der Jesuitenpater Heim beschreibt im folgenden seine Erfahrungen mit einer als Begleitung der Menschen verstandenen Seelsorge in unserer Wohlstandsgesellschaft, in die die Kirche so stark hineinverflochten ist, daß sie nur schwer zu einem wirksamen Widerstand gegen die oft unchristlichen, die Ungerechtigkeiten der Welt zementierenden Mächte unserer Gesellschaft findet. Dabei wäre gerade dies die Aufgabe, in unserer reichen Gesellschaft eine glaubwürdige „Option für die Armen“ zu leben, durch unsere Bekehrung beizutragen, daß in der ganzen Welt mehr soziale Gerechtigkeit und bessere Lebensancen für die Menschen erkämpft werden könnten. Ohne persönliche Umkehr jedes einzelnen, ohne Bekehrung der Gemeinden und der Kirche als Ganzer wird es nicht gehen. Gelegenheiten dazu gibt es viele. red

Zu Neujahr hatte er zwei Tage Urlaub vom Gefängnis, in dem er eine 17monatige Strafe verbüßt. Er wollte mit in den Gottesdienst kommen, also gingen wir gemeinsam. Vor der Kommunion sah ich ihn fragend an. Er sagte, er könne nicht gehen, weil er erst noch beichten müsse, „daß ich einen Stein gegen die Polizei geworfen habe“, sagte er mit einem ironischen Lächeln. Wie angewurzelt blieb ich stehen. Wo war denn nun mein Platz, dort an der Kommunionbank oder hier neben ihm? Er hatte den Stein geworfen aus Empörung über den Tod eines Demonstranten, der von einem Wasserwerfer überrollt worden war. Er hatte ihn vor Gericht als seinen Freund bezeichnet. Der „Sachschaden“ war von der Polizei selbst mit 200 DM angegeben worden: eine Schramme an einem ihrer Mannschaftstransporter. Wer von den

Kommuniongängern hatte schon einmal eine 17monatige Haftstrafe auf sich genommen? Wer einen Polizeiknüppel zu spüren bekommen, weil er sich über eine der ungeheuren Sünden unserer Gesellschaft empört hatte? Ich spürte, wie wichtig mein Nachbar ist als Zeuge des Glaubens für die Gemeinde, die Kirche. Einen Ehrenplatz hätte man ihm geben müssen. War aber seine Einschätzung nicht doch realitätsgerecht, daß die Kirche ihm höchstens die Arme-Sünder-Bank zugestand? Ich blieb ebenfalls in der Bank.

Dieser Aufsatz ist der Versuch, nach zehn Jahren pastoraler Tätigkeit als Kaplan in einer Pfarrei, in der Gefängnis-, Touristen-, Telefon- und Krankenhausseelsorge, als eine Art kirchlicher Gemeinwesenarbeiter in einem größeren Neubaukomplex und nach vier Jahren als Arbeitsloser bzw. Arbeiter eine Bilanz zu ziehen und Perspektiven für eine Kirche heute aufzuzeigen.

I. Situationsanalyse

1. Begleitende Seelsorge

Weite Teile meiner pastoralen Tätigkeiten kann man vielleicht als begleitende Seelsorge umschreiben. Negativ gesehen war es eine bewußte Absetzung von einer „obrigkeitlichen“ Seelsorge. Es ging nicht darum, ein als unwissend vorgestelltes Volk die Wahrheiten des Katechismus zu lehren und die Einhaltung kirchlicher Moral zu überwachen. Bei manchen älteren Personen war dies noch die Erwartung an den Pfarrer bzw. die Furcht: Die Menschen wußten aus jahrhundertelangen Erfahrungen, daß es für sie gefährlich war, das Stirnrunzeln des Geistlichen auf sich zu ziehen; zu nahe waren sich geistliche und weltliche Macht, Thron und Altar. Als Seelsorger spürte man die Mauer, die durch diese Furcht aufgebaut war. Es war mir klar, daß in diesem Rollenverhältnis es nicht möglich war, etwas von der befreienden Liebe Gottes zu vermitteln.

Als Antwort darauf ergab sich für mich die Notwendigkeit, gerade nicht als belehrende oder moralisierende Autorität aufzutreten, sondern den Menschen, mit denen ich gerade sprach, zu zeigen, daß ich sie annehmen konnte, wie sie waren, daß es gar nicht meine Aufgabe war, als Sittenrichter über sie zu

urteilen, daß ich ihnen zwar von meinem Glauben erzählen konnte, sie einladen wollte, daran teilzunehmen, daß ich aber ihre andersartige Sicht der Dinge ernst nehmen und meinerseits davon lernen konnte. Wo diese Art der Kommunikation gelang, entwickelten sich nicht selten menschliche Beziehungen mit tiefem Respekt voreinander in wahrhafter Toleranz, und nicht selten entdeckten wir auch Gemeinsamkeiten, die uns zu gemeinsamen Handlungen befähigten.

In dem Neubaukomplex, zum Beispiel, in dem ich Hausbesuche machte, beteiligten sich nicht wenige, die aus der Kirche ausgestreuten waren, an der Gründung eines Vereins. Sie wußten, daß die beiden Kirchen gemeinsam die Miete bezahlten für unsere Räumlichkeiten. Das Ziel des Vereins war es, ein gewisses Gemeinschaftsleben in der sonst sehr anonymen Atmosphäre zu ermöglichen. Daß dies gelang, war den vielen Menschen zu verdanken, die zum geringeren Teil kirchliche Bindungen hatten, aber bereitwillig mitmachten, weil sie sicher waren, daß sie nicht vereinnahmt wurden über das hinaus, was sie mittragen wollten.

Am deutlichsten wurde der begleitende, mitgehende Charakter in der Telefonseelsorge. Es kam alles darauf an, dem Menschen am anderen Ende der Leitung zuzuhören, ihn mit seiner Situation anzunehmen. Dies war besonders schwer, wenn man dadurch in dieselbe Ausweglosigkeit, Ratlosigkeit hineingezogen wurde, in der der Anrufer sich befand. Es war eine Versuchung, mit einem allzu schnellen, allzu billigen Rat oder Spruch den anderen abzuweisen, von sich fernzuhalten. Dort, wo es aber gelang, als mitfühlender Zuhörer den anderen auszuhalten, war er nicht mehr allein, und genau das veranlaßte ihn nicht selten, von neuem Mut und Hoffnung zu schöpfen. Es mag dann möglich gewesen sein, von der eigenen Hoffnung und dem eigenen Glauben zu erzählen, aber das war zusätzlich und nicht das Wesentliche.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Begleitende Seelsorge wie eben beschrieben war geleitet von einem theologischen Gedanken wie: Dadurch, daß Gott zum Menschen kommt, kommt der Mensch zu sich selber. Ein Gedanke, der sich auch umkehren läßt: Wo der Mensch menschlicher wird, kommt

er auch Gott näher. Werte wie Toleranz, Dialog, Menschlichkeit, Selbstfindung, Gemeinschaft und Freiheit stehen im Mittelpunkt. Auch heute noch bin ich von der Gültigkeit dieser Werte und Gedanken überzeugt. Dennoch tauchten auch Fragen auf:

2. Grenzen begleitender Seelsorge

a) Der eigene Standpunkt?

Ein Anrufer unterbrach sich plötzlich in seiner Rede und sagte zu mir: „Nun sagen Sie doch auch mal was!“ Er hatte mich ertappt! Die Rolle des professionellen Zuhörers, der „Klagemauer“, ist in ihrer Ausschließlichkeit gar nicht durchzuhalten. Fast notwendigerweise verfällt man der Routine, und das hatte mein Telefonpartner bemerkt. Aber noch etwas beobachtete ich: Mein Gesprächspartner war offensichtlich nicht damit zufrieden, daß ich wie ein Spiegel ihn mit sich selber konfrontierte (und mich hinter dem Spiegel versteckte), sondern er wollte etwas von mir selber sehen, er wollte, daß ich Stellung beziehe, ihm auch widerspreche, wenn ich anderer Meinung bin.

Die Kirche betrachtet es als Teil ihres Friedensdienstes, zu vermitteln. Erliegt sie dabei nicht oft der Gefahr der Standpunktlosigkeit? Wie vermittelt man zwischen Reich und Arm, Unterdrückern und Unterdrückten, Recht und Unrecht, Lüge und Wahrheit?

b) Das Berufs- und Wirtschaftsleben bleibt ausgespart

Ein Computerfachmann erklärte mir, daß alles, was real ist, auch von einem Computer erfassbar ist, und was der nicht erfaßt, auch nicht real sei, wie zum Beispiel Gott. Hat hier nicht eine Maschine einen Menschen so in ihren Bann gezogen, daß er nicht bloß körperlich, sondern geistig von ihr beherrscht wird?

Bei meinen Hausbesuchen bemerkte ich, wie wichtig es den Menschen war, über ihre berufliche Tätigkeit zu reden, wie dort ihr Leben geprägt wird. Einer sagte zu mir: „Eigentlich ist das, was wir im Betrieb machen, Betrug [an bestimmten Menschen in Afrika].“ Ich fragte mich: Was geschieht mit einem Menschen, der weiß, daß seine berufliche Tätigkeit vor seinem eigenen Gewissen nicht zu rechtfertigen ist? Ist nicht hier eine

der zentralen Wurzeln der Entfremdung so vieler Menschen von der Kirche, ja vom Evangelium? Sie haben teil an einer Wirtschaftswelt mit einer antichristlichen Eigengesetzlichkeit. Sie spüren den Widerspruch zum Evangelium, machen trotzdem einfach weiter, bis sie dem Evangelium fremd gegenüberstehen. Da hilft dann die pastorale Betriebsamkeit um Freizeit, Kindergarten und Schule, Familie und Liturgie in der Gemeinde auch nicht weiter.

e) Kirchlich-staatliche Partnerschaft?

Die Sonntagsmesse im Gefängnis konfrontierte mich eines Tages mit folgender Lesung: „Ich mache dich zum Bund mit dem Volk [. . .], Gefangene aus dem Kerker zu führen, aus der Haft zu befreien, die im Dunkel sitzen“ (Is 42, 7). Ich geriet ins Stottern. Laut Strafvollzugsgesetz sollte ich die freie Religionsausübung der Gefängnisinsassen gewährleisten, gleichzeitig mußte aber auch die sichere Verwahrung der Gefangenen garantiert sein. Sollte ich den Gefangenen erzählen, daß sie Freiheit erfahren würden, wenn sie sich von ihren Sünden lossagten? Nun wußte ich aber, daß die meisten Gefangenen ihre Haft als Unrecht ansahen, und war persönlich überzeugt, daß ich, hätte ich den Lebenslauf mancher Gefangener hinter mir, mich auch im Gefängnis wiederfinden würde. Sollte ich ihnen blauäugig sagen, daß Jesus sie hier und jetzt aus dem Gefängnis herausholen will – obwohl allen klar ist, daß sie am Schluß des Gottesdienstes wieder von den Beamten in ihre Zelle geführt würden? Oder sollte ich die Gefangenen zur Meuterei auffordern?

Jeder Gefangenenbesuch verlief in diesem Schema: Ich öffnete mit meinem Schlüssel die Zelle, es kam zu einem Gespräch, ich konnte Verständnis zeigen, vielleicht eine Gefälligkeit übernehmen, dann verabschiedete ich mich und schloß die Zelle wieder ab. Hatte ich da nun diesen Bund verkündet, den Gott laut Isaias mit seinem gefangenen Volk zu dessen Befreiung geschlossen hatte, oder war ich eine geistliche Variante des Richters, der letztlich im Namen des Staates (von dem ich ja auch bezahlt wurde) die Rechtmäßigkeit von Urteil und Gefängnis deutlich machte?

3. Gesellschaftliche Verdrängungen

Werfen wir über den unmittelbaren pastoralen Erfahrungsbereich hinaus einen Blick auf die Gesamtgesellschaft.

Die Olympischen Spiele von München 1972 waren als „heitere Spiele“ angekündigt. Helle Farben, eine ungezwungene Eröffnung, ein beschwingtes Olympia-Zelt. Der schwedische König durfte seiner zukünftigen Gemahlin begegnen. Das Nachkriegsdeutschland wollte sich darstellen mit seinem Willen zur Wiedergutmachung, seinem Ja zu einer Völkergemeinschaft in Frieden und Freiheit. Das „Denkloch“, das ein Künstler durch den geschichtsträchtigen Schuttberg hinab in den Untergrund der Isarstadt bohren wollte, paßt dagegen nicht in die vorwärtsdrängende Sportlichkeit des Schneller, Weiter, Höher.

Wer erinnert sich nicht, wie plötzlich die nächtlichen Bilder von Fürstentfeldbruck mit Terror und Tod die heiteren Farben verdrängten? Empörung war unsere Reaktion. Wie konnten es einige Gewalttäter unternehmen, im Namen irgendeiner unverständlichen Sache unsere lautereren Absichten zu durchkreuzen! Nein, davon durfte man sich nicht bestimmen lassen: die heiteren Spiele gingen weiter. Ich selbst, vor kurzem erst nach fünf Jahren Indien in unsere Gesellschaft zurückgekehrt, ließ meine Eintrittskarte verfallen. Ich schämte mich.

War nicht mit einem Schläge deutlich geworden, auf welchem Vulkan diese heitere, friedliche olympische Welt sich erhob? Da ist nicht nur die Geschichte des eigenen Volkes (immer noch herrscht in Berlin Besatzungsrecht), da ist das Auseinanderbrechen der Völkergemeinschaft in Ost und West, Nord und Süd, Kriege, Folter, Flüchtlingsströme, Waffenhandel und Milliardenrüstung; da ist schließlich die seit 1968 im eigenen Land vehement aufgebrochene Kritik an unserer eigenen Gesellschaft. Da ist die Rede vom zu überwindenden System, von Kapitalismus und Imperialismus, von Konsumterror und Scheindemokratie. All das konnte und durfte keinen Platz haben in unserer Selbstdarstellung in den „heiteren Spielen“. Bis zum heutigen Tag ist diese auf massiver Verdrängung beruhende Selbsteinschätzung für uns Deutsche typisch.

Gleichzeitig jedoch wird es immer schwieriger, die Illusion der eigenen Friedfertigkeit aufrechtzuerhalten. Warum eigentlich gehört die Bundesrepublik zu den Staaten, die sich am standhaftesten weigern, dem internationalen wirtschaftlichen Wildwuchs mit geeigneten Mitteln Einhalt zu gebieten? Warum haben wir so gute diplomatische wie wirtschaftliche Beziehungen zu Diktaturen wie Chile, Südafrika und der Türkei? Es bedarf immer massiverer Eingriffe in das Asylrecht, um ein Hereinfluten der Menschen aus unerträglichen Lebenssituationen in unser Land zu verhindern. Auch die Sozialstaatlichkeit, die wir uns als reiches Land leisten können, wird brüchiger, die Armen rücken uns näher. Die Verdrängung des eigenen Unrechts, das sie deutlich machen, gelingt immer weniger.

4. Kirche als Mitläuferin

Welche Rolle spielte und spielt die Kirche? Wurde nicht unversehens aus dem Mitgehen mit den Menschen in der Welt von heute ein Mitlaufen, ja eine Komplizenschaft, aus der Botschaft von der allumfassenden Liebe Gottes eine Wohlstandsideologie zur Rechtfertigung der eigenen Rechtschaffenheit? *„Die Erde ist schön, es liebt sie der Herr, neu ist der Mensch, der liebt wie Er. Große Freude wir gefunden, sie begleitet uns voran, allen möchten wir sie schenken, daß die Welt sich freuen kann. Alle Menschen sind uns Brüder, teilen woll'n wir Freud und Leid, daraus wächst das wahre Leben, das die Welt erwartet heut. Bei der Arbeit und beim Spiele, fern sei Zwietracht, Zorn und Neid, schenk dem andern deine Liebe, und ins Herz zieht ein die Freud!“* Der Text eines neueren, vielgesungenen Liedes. Spiegelt er nicht die schattenlose Welt der „heiteren Spiele“, das Glück des in Anstand und Wohlstand lebenden Bürgers? Die dunklen Kräfte von Zwietracht, Neid und Zorn beschleichen höchstens den, der – selber schuld – sich zu kurz gekommen und unterdrückt fühlt, der – unverbesserlich – immer noch von Klassenkampf redet und an Revolution denkt.

In der Verkündigung läßt sich eine Verkürzung des Evangeliums beobachten. Es sei schließlich eine Froh- und keine Drohbotschaft, heißt es ganz zu Recht. Unter den

Tisch aber fällt dabei die für uns Reiche bedrohliche Entscheidungs- und Gerichtspredigt Jesu. Die Botschaft von der eifersüchtig um uns ringenden Liebe Gottes verkommt zum Zuckerguß einer allumfassenden Liebe, der mehr oder weniger wahllos alles überzieht. *„Wir kommen alle, alle in den Himmel, weil wir so brav sind, weil wir so brav sind“*, weiß schon ein Schunkellied der Nachkriegszeit. Dem Kreuz begegnet der Christ dieser Tage vor allem in den Schicksalsschlägen einer Krankheit, eines Todesfalls, einer gescheiterten Beziehung, von mißratenen Kindern usw., und hier den Trost des Glaubens zuzusprechen, gehört zu den vornehmsten Aufgaben eines Pfarrers. Was sagt es uns aber, daß das Kreuz Jesu nicht einfach ein unerklärlicher Schicksalsschlag war, sondern das Werk von zu benennenden Kräften und Mächten seiner Gesellschaft, denen Jesus sich stellte dadurch, daß er Nazareth verließ, öffentlich seine Stimme erhob, sein Gesicht, wie es heißt, gegen Jerusalem setzte, entgegen allen Warnungen seiner Umgebung? Wo sind die Kräfte und Mächte, die Jesus ans Kreuz brachten, denn heute? Sind sie in die Dritte Welt ausgewandert? Die eingangs zitierte Offenbarung des Johannes rechnet offenkundig mit ihnen auch für unsere Zeiten. Gibt es sie nicht mehr? Oder verdrängen wir sie in der Illusion unserer (selbst)gerechten Gesellschaft? Haben wir nicht vielmehr mit ihnen einen faulen Frieden gemacht? Sind wir insgeheim, trotz unserer verbalen Beteuerungen des Gegenteils, Träger der antichristlichen Botschaft geworden: *„Wer kann den Kampf mit dem Tier aufnehmen?“* Das Ergebnis der Verkürzung des Evangeliums, des Verkommens der Frohbotschaft zu einer Wohlstandsideologie ist, daß Menschen nur noch schales Salz bekommen. Wenn sie es mit Füßen treten, entspricht dies der Voraussage Jesu.

II. Schlußfolgerungen

1. Fragestellung

Was ist zu tun? Die Frage ist, wie Kirche in einer reichen und deshalb ungerechten Gesellschaft wie unserer glaubhaft Kirche sein kann. Sie kann nicht populär sein. Dazu steht sie zu klar im Widerspruch zu den Wer-

ten, die nicht nur die Spitzen, sondern auch die Massen unserer Gesellschaft beherrschen. Es gibt in einer reichen Gesellschaft keine Mehrheit zugunsten der Gerechtigkeit, sonst wäre sie nicht mehr reich. Die Kirche steht vom Anspruch des Evangeliums her in einem fundamentalen Widerspruch zu den herrschenden Kräften, d. h. auch der von ihnen beherrschten Mehrheit unserer Gesellschaft. Wie aber kann sie diesen Widerspruch leben? Die historisch gewachsene Realität der Kirchen spricht eine ganz andere Sprache. Der Staat anerkennt die Kirchen als Körperschaften öffentlichen Rechts und zieht für sie die Kirchensteuern ein, und die Christen verstehen sich umgekehrt als tragende Säulen unseres Staates.

Dennoch hat sich in den letzten Jahren ein gewisser Widerspruch geregt, einmal in der Frage des ungeborenen Lebens, zum anderen in der Behandlung der Ausländer und ihrer Familien. Man kann aber nicht sagen, daß über diese Punkte das Ausmaß und die Tiefe des tatsächlichen Widerspruchs auch nur annähernd deutlich geworden wären. Wie steht es mit dem von Papst Johannes Paul II. postulierten Vorrang der Arbeit vor dem Kapital? Ganz persönlich erlebe ich, wie ich entweder arbeiten muß bis zur Grenze des Leistbaren oder arbeitslos werde. Hier wird nicht gefragt, welche Arbeit ein Mensch auf welche Weise in die Gesellschaft einbringen kann und will, sondern wie Arbeitskraft wirtschaftlich optimal verwertbar ist. Wieso kann unsere Regierung unter dem Vorwand des freien Welthandels sich immer wieder allen Bemühungen um eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung entziehen, ohne daß die Christen sich energisch dagegenstemmen? Wie kann eine Regierung ein solch menschenverachtendes militärisches Drohpotential anhäufen, ohne daß auch nur ein Verantwortlicher deshalb exkommuniziert würde? Ist diese Rüstung wirklich weniger gegen das Leben gerichtet als eine Abtreibung?

P. Kolvenbach, der Generalobere der Jesuiten, hat in einer Rede in Köln (!) am 12. August 1985 folgende Fragen gestellt: „Wie ist es möglich, daß es in Europa und Nordamerika so viele Christen gibt, und dennoch sind Not, Elend und Leid auf der südlichen Seite des Erdballs erschreckend groß und werden

nicht geringer [. . .]? Eine Einheit stellt unsere Welt inzwischen mehr und mehr dar, und im Norden werden die Entscheidungen über unsere Welt gefällt, durch die ganze Länder und Kontinente in ihren Lebensmöglichkeiten steigen oder fallen. Warum also können so viele Christen in den reichen Gebieten nichts an der Situation der armen Teile der Welt ändern? Wieso sind die vielen Christen des Nordens so ohne Einfluß? Oder sehen die Christen in Europa keine Beziehung der Verantwortung zwischen ihrem Christsein und den Bereichen des Lebens, durch die sie in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft verflochten sind und auf die sie doch auch Einfluß ausüben?

Und selbst wenn es so wäre, daß die Christen der nördlichen Halbkugel bedauerlicherweise einfachhin machtlos sind gegenüber den Mächten, die unsere Welt beherrschen, daß sie wirklich nichts am Elend der südlichen Halbkugel ändern können: Warum können dann die Christen des Südens bei denen des Nordens nicht wenigstens lernen, wie sie mit dieser mächtigen, oft grausamen und zerstörerischen technischen Zivilisation umgehen können, wie sie diese Mächte menschlich und christlich bestehen können, die aus dem Norden in den Süden gekommen sind und dort immer tiefer alles durchdringen? Oder sind die Christen des Nordens mit alledem denn einfach einverstanden? Sie kennen diese Mächte doch seit langer Zeit. Haben sie nie Widergöttliches, Unmenschliches in alledem entdeckt?“

Was ist zu tun? Es geht kurz gesagt darum, daß wir allzu gesellschaftskonformen Christen wieder den ersten Teil unseres Taufgelübdes entdecken, nämlich dem Bösen zu widersagen. Es geht darum, den Scheinfrieden mit unserer Gesellschaft aufzukündigen und den dem Evangelium gemäßen Widerstand gegen die „Welt“ zu leisten.

2. Persönliche Umkehr

Wir sind alle längst Glieder dieser Gesellschaft, bevor wir uns aufmachen können, uns ihr entgegenzustellen. Nicht selten bleiben wir in einer Haltung des „Man müßte ja eigentlich . . .“ stecken. Die dann formulierten Ziele und Handlungsschritte bleiben irreal. Sie scheitern schon im Bereich der Vor-

überlegungen an „Sachzwängen“, angeblich unaufgebbaren Rücksichtnahmen usw.: ein Stück schlechtes Gewissen in Koexistenz mit einer guten Portion Trägheit und Unentschlossenheit.

Persönlich habe ich die Exerzitien als eine wertvolle Hilfe erfahren. Ich frage mich allerdings, ob die vielfach angebotenen religiösen, meditativen oder psychologisierenden Praktiken in genügender Weise auf eine Entscheidung im Lichte des Evangeliums, d. h. auch eine gesellschaftliche Standortbestimmung hindrängen oder nicht selten nur ein Sich-besser-Fühlen im allzu selbstverständlich beibehaltenen Lebensrahmen meinen.

Ein schwerwiegendes, tief in unserer Sozialisation verankertes Hindernis für ein solches Umdenken liegt in unserer Autoritätshörigkeit. Wer kennt sie nicht, die Klagen, daß die Regierung, die Bischöfe, die Ordensoberen usw. nicht das Richtige tun? Es bleibt aber bei der Klage, und es geschieht keine weiterführende Auseinandersetzung. Das Starren auf Autoritätsträger hindert uns, unserem eigenen Gewissen zu folgen. Die Erwartung an staatliche oder kirchliche Machtträger lenkt ab von der Frage, was ich in der gegebenen Situation zu tun habe, nämlich Widerstand zu leisten. Wieweit dieser Widerstand gegen bestimmte gesellschaftliche Zustände dann auch staatliche oder kirchliche Autoritätsträger trifft, ist deren Frage ihrer eigenen Positionsbestimmung, darf aber der persönlichen Entschlossenheit keinen Abbruch tun. Gerade wir Katholiken brauchen hier eine neue Theologie des Widerstandes, eine neue Tugendlehre und Spiritualität, aber auch eine entsprechende Pädagogik und Praxis des Widerstands.

3. Neue kirchliche Praxis

Damit sind wir schon über den Einzelnen hinaus bei der Frage, was für die Kirche als Gemeinschaft des Glaubens zu tun ist. Die Kirchen sind nicht nur durch die lange Geschichte der Allianz von Thron und Altar, sondern vor allem durch die partnerschaftliche Verflechtung mit dem Staat der Nachkriegsjahre nicht vorbereitet auf eine tiefergehende Konfrontation. Weder die Kulturkampfsituation unter Bismarck noch die Hit-

ler-Zeit bieten direkte Anknüpfungspunkte für die gegenwärtige Situation. Es wird nicht leicht sein, das Volk Gottes unserer Tage von den Fleischtöpfen wegzuzerren, an denen es sich um den Preis der geistigen Knechtschaft und letztlich der Selbstaufgabe niedergelassen hat. Es wird nicht ohne innerkirchliche Konflikte, Verleumdung und Verfolgung gehen. Nur so aber scheint mir ein verantwortlicher Hirtendienst möglich, den ja nicht bloß Bischöfe oder Priester zu leisten haben, sondern jeder Gläubige, jede kleine Gruppe, die sich um die Zeichen der Zeit bemüht. Vor kurzem ging durch die Presse, wie eine kirchliche Einrichtung sich als „Geldwaschanlage“ von einem Großunternehmer gebrauchen ließ. Sind die Zeichen der Zeit eigentlich noch übersehbar?

a) Die Kirche und die Armen

Der Umgang der Kirche mit den Armen ist gegenwärtig weitgehend karitativ. Aus der gesicherten Position des Kirchensteuerinhabers neigt sich die Kirche zum Armen herab, sammelt Gelder für die Dritte Welt, betreibt Heime für Asylanten und Alte, Umsiedler und Behinderte, eröffnet Wärmestuben für Nichtseßhafte und berät Sozialhilfeempfänger. Diese ganze Betriebsamkeit dient u. a. auch der eigenen Rechtfertigung: „Wenn wir keine Kirchensteuer hätten, wenn wir kein so gutes Verhältnis zu staatlichen Stellen hätten, könnten wir das alles nicht leisten.“ Damit wird eine grundlegendere Infragestellung der Gerechtigkeit des eigenen Reichtums, der eigenen Gesellschaft wirkungsvoll unterlaufen. „Wir müssen noch reicher werden, damit wir den Armen mehr helfen können“, formulierte es jemand. Nun, Gott allein weiß, wieviel persönliches Engagement und Opfer in die karitativen Tätigkeiten der Kirche einfließen. Vielleicht gehört es zur Weisheit der Kirche, daß sie den Reichen, wenn sie ihn schon nicht zum Armen bekehren kann, wenigstens über seine Mildtätigkeit an den Armen rückbindet.

Der Weg Gottes aber ist das eigene Armwerden, die Entäußerung; und dies war auch der Weg der Bettelmönche in einer Zeit aufkommenden bürgerlich-städtischen Wohlstands; und dies ist es, was die Kirche heute neu zu leben hat. Als ich vor fünf Jahren als haupt-

amtlicher Krankenhauspfarrer aufhörte und als Bierfahrer anfing, war dies ein Protest gegen die privilegierte Position, die ich (und mein Orden) innehatte, und um ein Stück dem Armen näherzukommen. Lohnabhängige körperliche Arbeit ist Armut. Aber immer noch bin ich privilegiert, was Arbeitsbedingungen wie Entlohnung angeht, gegenüber der Mehrheit der Menschen in anderen Ländern, und auch in unserer jetzigen Umgebung gehören wir als Verdienende zu den Bessergestellten gegenüber den vielen Sozialhilfeempfängern, total Mittellosen, Arbeitslosen und Ausländern. Wir können nicht sagen: Nun haben wir der Gerechtigkeit Genüge getan. Dennoch sind wir froh, uns auf ein Stückchen Veränderung eingelassen zu haben, und es ist unsere Hoffnung, daß die Kirche insgesamt sich um einen Wechsel des eigenen Standortes viel stärker bemüht, als dies bisher erkennbar ist.

b) Beispiel Weihnachten

Weihnachten, das Fest der Liebe, ist schon lange die hohe Zeit des Einzelhandels. Die Liebe Gottes besteht darin, in einem Stall geboren zu werden. Stinkende Hirten fanden den Weg zur Krippe, die Leute in der überfüllten Herberge merkten nichts. Die weihnachtliche Liebe, die wir einander zuwenden, drückt sich in erlesenen Geschenken aus. Als Auslieferungsfahrer kann ich ein Lied davon singen, wieviel Alkoholika zu diesem festlichen Anlaß bereitgestellt werden. Seit Jahren bedauern Prediger aller Kanzeln eine solche Verkehrung des Weihnachtsgeheimnisses. Aber alles, einschließlich der Prediger, bleibt, wie es ist. Seniorenclubs machen sogenannte adventliche Lichtfahrten über den Ku'damm, die große Einkaufs- und Renommierstraße West-Berlins. In den Warenhäusern begleitet den Einkaufswagen ein Knabenchor mit silbernen Stimmen: „O du fröhliche, o du selige, gabenbringende Weihnachtszeit . . .“

Weihnachten ist nur ein Sonderfall. Wer unbefangen durch unsere Städte geht, wird bemerken, daß die dominierenden optischen Signale, die ihn erreichen, Werbung sind. Werbung ist die Verheißung, daß die tiefsten menschlichen Sehnsüchte nach Reinheit, Leben, Zärtlichkeit, Macht und Herrlichkeit,

Jugend und Glück, Kraft und Weite, durch den Kauf eines Waschmittels, eines Autos, einer Limonade oder einer Zigarettenmarke erfüllt werden.

Wie kann ein Christ, eine Gemeinde Widerstand zu dieser Lüge leben? Als vor kurzem eine Familie beschloß, sich zu Weihnachten nichts zu schenken, war es die Mutter, die die größten Schwierigkeiten damit hatte. Solch privater passiver Widerstand ist wichtig, aber genügt er angesichts der öffentlichen Verdrehung des Festes? Warum machen wir nicht einfach die Kirchen dicht in diesen Tagen? Wird denn Jesus in diesem Fest des Reichtums Mensch? In der Herberge war doch gar kein Platz für ihn.

c) Flüchtlinge

Vor drei Jahren wurde in Kreuzberg ein Haus geräumt, das vorwiegend von Punkern besetzt war. Eine evangelische Kirchengemeinde stellte Grund und Zelte zur Verfügung, so daß die Vertriebenen dort für einige Zeit ausharren konnten. Es kam darüber zu nicht geringen Turbulenzen in der Gemeinde, zumal die Punker zeitweise auch an den Gottesdiensten der Gemeinde teilnahmen. Nicht zuletzt durch die Geste dieser Gemeinde gelang es aber, das Haus für die vertriebenen Bewohner legal zurückzugewinnen.

In ähnlicher Weise praktizieren Einzelne und Gemeinden Gastfreundschaft gegenüber von Abschiebung bedrohten Flüchtlingen. Es wird wohl zu innergemeindlichen Konflikten kommen mit solchen, denen die völkische Selbsterhaltung ein höheres Gut zu sein scheint. Ist das Evangelium nicht aber eindeutig darüber, was zu tun ist, selbst wenn im Grundgesetz kein Asylrecht verankert wäre? Die Gemeinden kommen in Berührung mit der Not, die wir ansonsten sorgsam an unseren Landesgrenzen abhalten lassen. Viele Konflikte dieser Erde und die daraus resultierenden Flüchtlingsströme kommen uns vielleicht auf den ersten Blick hausgemacht vor; aber ist nicht die Grundsituation die, daß die Reichen „friedlich“ zu Tische sitzen, während die Armen vor der Tür sich um die Reste die Köpfe einschlagen? Die Beruhigung durch die Flüchtigen dieser Erde kann für eine christliche Gemeinde ein großes Geschenk werden.

Schluß

Zum Schluß möchte ich nochmals P. Kolvenbach aus der bereits oben erwähnten Rede zitieren: „Der christliche Glaube bleibt für die Welt unglaublich, solange er nur in den armen Ländern unter den Massen im Elend seinen Anspruch auf Mitgestaltung der gesellschaftlichen Bereiche, auch der Wirtschaft, erhebt und durchzusetzen versucht, die Christen der reichen Länder sich dem aber versagen. Die Kirche der Armen in der Dritten Welt ist auch deshalb auf das gleiche Zeugnis der ‚Kirche der Reichen‘ angewiesen . . . Es gibt auf die Dauer nur ein Gegenargument gegen diesen Verdacht; daß die Christen in der Ersten Welt, wo sich der Reichtum der Welt häuft, dasselbe tun wie die der armen Kontinente, in derselben Weise Kirche sind und weltweite Kirche werden.“

Damit wären auch die Kirchen des Nordens, wäre auch die deutsche Kirche zu einer wirklichen ‚Option für die Armen‘ gekommen. Und sie könnten es durchaus als Ehre ansehen, daß sie zu alledem nicht aus eigener Initiative gelangt sind, sondern erst durch die Anfragen aus den armen und notleidenden Gebieten der Welt, erst durch einen Aufruf zur Bekehrung aus dem Mund derer, denen man selbst das Wort der Frohen Botschaft gebracht hat. Das ist im Raum des Evangeliums nie ein Grund zur Beschämung, sondern ein Anlaß zur Freude. Denn daran zeigt sich, daß unser Tun der Gnade Gottes entstammt, nicht einer eigenen Idee, einer eigenen Leistung.“

Hans-Ferdinand Angel

Das Kreuz von Wackersdorf

Der folgende Beitrag berichtet über den religiös motivierten Widerstand von Christen gegen den Bau der atomaren Wiederaufbereitungsanlage (WAA) in der Diözese Regensburg. So groß Einsatzbereitschaft und Zivilcourage waren und sind, haben sie anzukämpfen gegen Angst und Ohnmachtsgefühle – und das in einem demokratischen Land –, aber auch gegen das Argument, man

brauche Atomkraftwerke zur Sicherung der Arbeitsplätze. red

Im Frühjahr 1980 wurden die ersten Gerüchte laut, daß der Standort für die geplante WAA bei Schwandorf/Wackersdorf in der Diözese Regensburg liegen solle. Trotz anfänglicher Dementis¹ und Beschwichtigungsversuche verdichtete sich das Gerücht allmählich zur Gewißheit. Ende November 1982 beantragte die Deutsche Gesellschaft für die Wiederaufbereitung von Kernbrennstoffen (DWK) als Betreiberin die Einleitung des atomrechtlichen Genehmigungsverfahrens für die Errichtung einer WAA.

1. Zur äußeren Entwicklung und gegenwärtigen Situation des religiös motivierten Widerstandes²

Viele Christen in der betroffenen Region machten sich sehr bald Gedanken darüber, inwieweit sie auf Grund ihres Glaubens sich mit der neuen Entwicklung zu beschäftigen hätten. Anfangs gab es noch kaum feste Meinungen darüber. Allenthalben gab es erste Informationsveranstaltungen pro und contra WAA.

Auch im kirchlichen Raum fanden solche Veranstaltungen statt. So stand etwa die Jahresversammlung der Geistlichen der Katholischen Arbeitnehmerbewegung (KAB) vom 17. 11. 1982 auf Anregung des Regensburger Generalvikars Fritz Morgenschweis unter diesem Leitmotiv. Sie war durch die Referentenwahl³ eher pro-WAA ausgerichtet. Am 27. 1. 1983 fand eine Doppelveranstaltung⁴ des Arbeitskreises Theologie und

¹ Der bayerische Umweltminister Dick (CSU) bezeichnete im Dezember 1980 eine Wiederaufbereitung „im Raum Schwandorf-Wackersdorf abwegig“. Noch im Mai 1981 antwortete er auf eine Landtagsanfrage zu diesem Thema, daß „der Raum Schwandorf-Wackersdorf derzeit ebensowenig wie irgendein anderer Ort in Bayern als Standort vorgesehen“ sei.

² Vgl. zu verschiedenen Aspekten des religiös motivierten Engagements von Christen das Schwerpunktheft „Christliche Zivilcourage“, Diakonia H. 5/87, sowie Publik Forum 14 (1985) Nr. 5, S. 15; Publik Forum 15 (1986) Nr. 3, S. 5f; Nr. 9, S. 13; Publik Forum 16 (1987) Nr. 7, S. 45.

³ Dr. Fr. Hausberger von der DWK und der katholische Moraltheologe Prof. W. Korff waren als Referenten geladen.

⁴ Diese Veranstaltung deutete durch die Referentenwahl eher auf Reserven gegenüber der geplanten Atomanlage hin. Es sprachen der Biologe Dr. P. Weish von der Akademie der Wissenschaften/Wien und der katholische Sozialethiker Prof. M. Rock.